

aliteraverg

Ist Marie Zauner vom Teufel besessen? In Konstanz zu Beginn des 17. Jahrhunderts liegt dieses Urteil nahe: Inquisition und Hexenverfolgung sind allgegenwärtig, ein eigenes, persönliches Urteil kann gefährliche Konsequenzen haben. Eine junge Fischerstochter, die alle Honoratioren im Schachspiel besiegt, ist von vornherein verdächtig. Aber Marie entzieht sich mit ihrer Familie der Verfolgung und beginnt nach einer abenteuerlichen Flucht in der Neuen Welt ein freieres Leben.

400 Jahre später bereitet sich die Skandal unwitterte Mary Fencer in Cannes auf die Schachweltmeisterschaft beider Geschlechter vor. Führt sie ein Doppelleben? Und was hat es mit dem Buch ihrer Ahnfrau Marie Zauner auf sich?

Peter Schweickhardt stellt die beiden Protagonistinnen seines Doppelromans in verschiedene Welten, deren subtile Verbindung sich erst im Lesen erschließt. Seine glänzenden Milieuschilderungen ermöglichen den Schritt über Jahrhunderte und Kontinente – ist Marie-Mary nur eine brillante Spielerin oder eine Hexe?

Peter Schweickhardt wurde 1935 in Tuttlingen geboren. Der promovierte Jurist war in einem Großunternehmen der EDV-Branche tätig, außerdem – dies noch heute – als Rechtsanwalt und Kommunalpolitiker in Leinfelden-Echterdingen. Bisher hat er die Bände »Der Seniorenpreis« (1999), »Einsame Partien« (2001) und »Haben Sie Goethe stehen lassen?« (2001) sowie die zehnteilige satirische Serie »Die Abenteuer des braven Autors Schweijk« in DER LITERAT veröffentlicht.

Peter Schweickhardt

Teufels Spiel

Roman in zwei Teilen

aliteravergag

Die Personen dieses Romans sind frei erfunden. Ähnlichkeiten wären zufällig. Die Authentizität und Konsistenz des geschichtlichen Umfelds waren jedoch angestrebt.

Der Allitera Verlag ist ein Books on Demand-Verlag der Buch & medi@ GmbH, München. Dieser Verlag publiziert ausschließlich Books on Demand in Zusammenarbeit mit der Books on Demand GmbH, Norderstedt, und dem Hamburger Buchgrossisten Libri. Die Bücher werden elektronisch gespeichert und auf Bestellung gedruckt, deshalb sind sie nie vergriffen. Allitera-Bücher sind über den klassischen Buchhandel und Internet-Buchhandlungen zu beziehen.

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm unter:
www.allitera.de

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

September 2003

Allitera Verlag

Ein Books on Demand-Verlag der Buch & medi@ GmbH, München

© 2003 Peter Schweickhardt

Umschlaggestaltung: Kay Fretwurst

unter Verwendung einer Illustration aus der Manessischen Handschrift

Herstellung: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Germany · ISBN 3-86520-016-8

I.

Marie Zauner

Der verhangene Bodenseehimmel machte die Fische munter und hielt die meisten der Lädinen*, auf denen für zahlende Gäste eine kleine Seefahrt angeboten wurde, im Hafen zurück. So ergab sich reichlicher Fang. Christoph Zauner und seine Tochter standen im Boot. Christoph zog die Netze ins Boot und leerte sie. Er warf die Fische, zumeist Krätzer, in die mit Wasser gefüllte Schüssel oder, wenn sie zu klein waren, in den See zurück. Marie nahm die Fische aus der Schüssel und tötete sie, zuerst mit einem festen Schlag auf die Boots-kante, dann mit dem Messer.

Die Stimmung der Fischer in den beiden anderen Booten der Fischerei Zauner in Constantz war nicht weniger gut. Nachdem Mutter Zauner ein gutes Zehntel des Fanges für den eigenen Verbrauch der Familie abgesondert hatte, wurde Marie auf den Markt geschickt, um den verbleibenden Fang zu verkaufen und reichlich Brot, ein Stück Hasenpfeffer und Käse für das Abendessen zu kaufen.

»Welch ein Glück«, sagte Mutter Zauner, »dass das heute so einfach geht. Ich erinnere mich noch gut an die Zeit, da wir tauschen mussten. Das war jedes Mal ein Feilschen und Scharren, und vor der Dunkelheit kam man nicht vom Markt nach Hause.«

Diese Klage hatte Marie schon oft gehört, ohne darauf zu antworten. Otilie Zauner war deshalb überrascht, als Marie entgegnete: »Dafür wird die Ware immer teurer, schneller noch als hätten wir Krieg. Gestern hat die Unze Blutwurst schon fast zwei Schilling gekostet. Ich bin neugierig, ob heute die zwei Schilling vollends erreicht worden sind. Ich muss dann auch für meine Fi-

* Lädinen und Segner waren die damals auf dem Bodensee in Gebrauch befindlichen Lastensegler. Sie waren mit einem großen Rah-Segel ausgestattet, brauchten aber zur vollen Manövrierfähigkeit und als Absicherung gegen die häufige Windstille am Bodensee auch Ruder. Die vom 16. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts anzutreffende Lädine stellt eine Weiterentwicklung des Segners dar: Um mehr Ladekapazität zu erreichen, wurde sie bauchiger gebaut.

sche wieder mehr verlangen, um mit allem heimzukommen, was mir aufgetragen wurde. Dann ist alles wieder gleich wie beim Tauschen.«

Ottilie Zauner war so verblüfft über diesen Einwand, dass ihr keine Antwort einfiel.

Vor dem Gang zum Markt kämmte sich Marie und zog sich einen neuen Rock an. Kurz darauf beglückwünschte sie sich dazu, für diese kleine Verschönerung nicht zu faul gewesen zu sein. Martin kam ihr entgegen, Martin Hämmerle, der Sohn eines Ratherrn. Die Stellung seines Vaters war zwar nicht der Grund, weshalb sie ihn mochte, aber dennoch hatten ihre Gedanken schon manches Mal um dieses Thema gekreist. Von Seiten ihrer eigenen Familie wäre wohl alles in Ordnung, meinte sie, aber wie wäre es umgekehrt? Die Familie Zauner war nicht unvermögend, aber ohne politischen Einfluss. Christoph Zauner war einerseits selbständiger Kaufmann, andererseits Fischer. Und welche dieser beiden Eigenschaften im Urteil der anderen überwog, hatte entscheidenden Einfluss auf die Wertschätzung der Familie. Aber Marie schüttelte diese Gedanken ab. Mit ihren vierzehn Jahren hatte sie ja noch etwas Zeit. Und zunächst sollte Martin erst einmal ein Zeichen geben.

Martin Hämmerle sprach sie an, als ob er ihre Gedanken erraten hätte. »Die Fische reißen sich darum, Euch ins Netz zu gehen«, sagte er und deutete auf ihre vollbepackte Tasche. Nachdem er ihr einen Schritt entgegengekommen war, machte es ihr nichts aus, gleich zwei Schritte auf ihn zuzugehen. »Seit wann nennst du mich Ihr?«, fragte sie ihn und wurde sich gleichzeitig bewusst, dass sie schon lange kein Gespräch mehr mit ihm geführt hatte. Nur begrüßt hatten sie einander, dabei aber die Anrede vermieden. »Erst zwei Jahre ist es her, dass wir Ball gespielt haben und um die Wette gelaufen sind«, fuhr sie fort, und fast hätte sie noch hinzugefügt: »Und erst gestern habe ich dir Moos für deinen Hintern hingelegt«, aber diese Bemerkung hielt sie zurück. Die beiden Familien hatten ihren eigenen Abtritt, aber ihre Abort-Hütten standen nebeneinander. Sie hatten vereinbart, abwechselnd fürs Moos zu sorgen. Wenn Hämmerles an der Reihe waren, kam es neuerdings vor, dass sie statt des Mooses ein Journal hinlegten.

Marie und Martin traten zu einem reisenden Händler, der mit dem Dudelsack auf sich aufmerksam machte. Martin warf einige Kreuzer in den Teller, den der Wandersmann vor sich aufgestellt hatte, das übliche freiwillige Entgelt für die Erzählungen des Weltgewandten. Einige Besucher nahmen auch das Hauptangebot des Reisenden wahr, Pfeffer zu kaufen, der selten zu bekommen war. Auch Marie griff beim Pfeffer zu.

Der Händler kam aus Eger und wollte den Rhein herab bis Köln. »Es ist große Unruhe in Böhmen«, sagte er, »besonders die Pfaffen stecken die Köpfe zusammen und ...« Jäh brach er seine Rede ab. Er sah einen Benediktinermönch mit einem stattlichen, hoch gewachsenen Mann, beide etwa Mitte vierzig, scheinbar ins Gespräch vertieft.

»In Wien gibt es neuerdings Wettspiele im Schachzabelspiel«*, fuhr der reisende Händler unvermittelt fort, »an denen jedermann teilnehmen kann. Ich habe es selbst gesehen, wie ein Kardinal mit einem Tagelöhner spielte, ein Ratsherr mit einem Messdiener.« Der Erzähler blickte verstohlen auf die beiden würdigen Herren, um sich zu vergewissern, ob die seine vorherigen Ausführungen zur Lage in Böhmen gehört hatten. Er glaubte zu wissen, wer der Benediktiner war: der Inquisitor. Er hatte es von vielen Wandersleuten gehört, dass die örtlichen Inquisitoren begannen, an den Erzählungen der Reisenden Anteil zu nehmen, und es war ihm auch selbst schon aufgefallen, dass ihm stattliche Herren aufmerksam zuhörten. Auch hier war seine Annahme richtig: Es war der örtliche Inquisitor. Er unterhielt sich mit dem Assessor, der bei den Sitzungen der Inquisition eine wichtige Schlüsselrolle bekleidete.

»Wie mir aus Rom zugetragen wurde«, sagte der Inquisitor, »ist auch im Heiligen Offizium hin und wieder vom Schachzabelspiel die Rede. Es kamen aber immer wieder wichtigere Dinge dazwischen. Wettspiele im Schachzabelspiel, an denen jedermann teilhaben kann, kommen aus dem Norden, dort fand das erste schon anno Domini 1467 statt. Wenngleich das Heilige Offizium noch keine fertige Meinung zum Schachzabelspiel hat, sieht man zur-

* »Schachzabelspiel« ist die damalige Bezeichnung für das Schachspiel.

zeit keine Nachteile, die von ihm ausgehen könnten. So will das Offizium einen Vorteil nutzen, den der Glaube aus diesem Spiel ziehen könnte. Das Ziel, den lutherischen Teufel wieder zur Hölle zu schicken, ist allem anderen übergeordnet. Die Handlungen, die in Ansehung dieses Ziels bevorstehen, erfordern das Maximum an Unterstützung, zumindest Duldung durch das Volk. So sucht die Kirche den Gläubigen zurzeit in besonderem Maße zu gefallen. Deshalb würde es das Heilige Offizium mit Wohlgefallen betrachten, Assessore, wenn auch zu Constantz ein öffentlicher Wettstreit im Schachzabelspiel stattfände. Hinzu kommt noch, dass die Teilnehmer des Adels und der Geistlichkeit den Preis erringen werden. Das wird das Bewusstsein verstärken, dass unsere geistliche und weltliche Ordnung gerecht ist.«

»Dann mach du nur die Arbeit«, dachte der Assessor, aber laut sagte er: »Das dünkt mich ein guter Gedanke, Bruder Benedikt. Gewiss dachtet Ihr, dass das Kloster dazu aufrufe und alle Vorarbeiten leiste.«

»Gewiss doch«, bestätigte der Inquisitor, fügte aber hinzu: »Zusammen mit der weltlichen Obrigkeit. Könnt Ihr ein Gespräch darüber mit einem Ratsherrn führen, ich dachte etwa an Leopold Hämmerle?«

Leopold Hämmerle war Mitglied des örtlichen Hexenausschusses, wenn auch nach Meinung des Inquisitors die Zusammenarbeit mit ihm zu wünschen übrig ließ. Vor einiger Zeit hatte er sich so lange gegen die Festnahme der Hexe Johanna ausgesprochen, bis diese über den Bodensee entkommen konnte. Niemand wusste, was ihr dabei geholfen hatte, viele sagten, sie sei auf ihrem Besenstiel geschwommen. Jedenfalls hatte ein Geschichtenerzähler berichtet, dass er sie in Buchhorn getroffen habe und von ihr beauftragt worden sei, Grüße an das ganze Constantzer Gesindel auszurichten. Offenbar war die Anklage wegen Hexerei jenseits des Sees nicht weiterverfolgt worden. Über den See hinweg traute man einander meistens nicht, und hinzu kam, dass die Constantzer seit 70 Jahren wieder katholisch und Österreicher geworden waren.

Der Inquisitor suchte Aufgaben für Leopold Hämmerle, bei denen er ihn beobachten und sich mit ihm unterhalten konnte. Daraus konnte ebenso leicht ein Verhör werden.

Bald darauf gab der Ausscheller kund und zu wissen, dass der Magistrat einen öffentlichen Wettstreit im Schachzabelspiel exekutieren wolle, an dem jedermann teilhaben könne. Beim Sekretär des Rats Herrn Hämmerle habe sich anzumelden, wer die Teilnahme wünsche, und dabei anzugeben, ob er über ein vollständiges Schachzabelspiel mit 64 Feldern und 32 Figuren, 16 Hauptfiguren und 16 Peones verfüge. Der Magistrat werde die Anfertigung fehlender Spiele in Auftrag geben, was freilich einige Monate in Anspruch nehme. Wer am häufigsten gewinne, erhalte eine Kostbarkeit: das einzige Lehrbuch des Schachzabelspiels in deutscher Sprache, das es gebe, verfasst vom Herzog August dem Jüngeren von Braunschweig, erst vor zwei Jahren, 1616, fertig gestellt, und reichlich illustriert mit Kupferstichen, die viele Ereignisse und Allegorien, so auch des Columbi Gesichte zeigten.

Marie und Martin hörten dem Ausscheller zu. Seit ihrem Gespräch auf dem Markt trafen sie sich dort nun öfters.

Während der Ansage war Georg hinzugetreten, der zusammen mit Martin die Lateinschule besuchte. Der letzte Teil der Ansage hatte ihm missfallen. »Alles muss jetzt in Deutsch gedruckt werden«, rügte er. »Mit der Verunstaltung der Bibel durch den Ketzer hat es angefangen, nun muss noch jedes Spielbuch die gewöhnliche Sprache verbreiten. Wozu machen wir uns dann noch die Mühe, Latein zu lernen?«

Martin stimmte ihm nicht zu. »Dir sind immer die Nebensächlichkeiten am wichtigsten«, entgegnete er. »Das Wichtigste war, dass es ein Wettspiel im Schachzabelspiel geben wird, für Adlige, Kleriker, Bürger, Lateinschüler und Tagelöhner.«

»Und teilnehmen werden fast nur Adlige und Kleriker«, entgegnete Georg. »Die anderen haben gar keine Spiele, beherrschen also nicht einmal die Regeln des Schachzabelspiels.«

»Ich werde teilnehmen«, sagte Martin, »mein Vater hat ein Spiel und ich beherrsche die Regeln.«

»Vielleicht kennst du die Regeln, aber du beherrscht sie nicht. Wie willst du gegen einen Adligen bestehen, der sich immer

dann dem Spiel widmet, wenn es ihm langweilig ist, und das ist es oft.

»Darüber sollten wir nicht mit Worten streiten.«

»Wie sonst?«

»Wir gehen jetzt zu mir nach Hause, und ich frage meinen Vater, ob er uns für eine Stunde sein Spiel leiht, und dann spielen wir das Schachzabelspiel. Hinterher können wir dann besser streiten.«

»Darf ich auch mit?«, fragte Marie. Martin und Marie hatten sich nicht verabredet, deshalb brach Martin auch keine Verabredung, als er Georg zu sich nach Hause einlud. Marie war dennoch enttäuscht, denn nach ihrem Empfinden hatte es eine stillschweigende Verabredung mit Martin gegeben.

Georg empfand Maries Wunsch als ungewöhnlich. Sein Mienenspiel wechselte von Überraschung zu wachsendem Befremden.

Martin machte sich erst jetzt klar, dass er Marie künftig wohl nicht mehr auf dem Markt treffen würde, wenn er ihren Wunsch jetzt ablehnte. »Natürlich«, sagte er, »du kannst gerne zusehen.«

Vater Hämmerle war nicht zu Hause, als die drei ankamen, aber Mutter Hämmerle erlaubte den Gebrauch des Schachzabelspiels. »Nach alten oder neuen Regeln?«, fragte Georg.

Martin entgegnete: »Natürlich nach den neuen, dazu gibt es sie ja«, und Marie konnte sich nicht enthalten hinzuzufügen: »seit hundertfünfzig Jahren.« In der Tat hatten sich etwa hundertfünfzig Jahre vor dieser Begebenheit für das Schachspiel neue Regeln von erheblicher Bedeutung durchgesetzt, die sich dann durch die Jahrhunderte nicht mehr veränderten.

Georg zeigte nun offen seinen Ärger über die vorlaute Marie. »Wirklich, seit hundertfünfzig Jahren?«, wiederholte er spöttisch. »Wer hat das bestimmt? Gibt es darüber eine päpstliche Bulle oder ein Dekret des Kaisers?«

Marie ließ sich nicht einschüchtern: »Mein Großvater hat mich das Schachzabelspiel gelehrt«, sagte sie, »und er hat mir erzählt, dass es schon in seiner Jugend nur noch wenige gab, die nach den alten Regeln gespielt haben. Das war vor über 80 Jahren. Neue Regeln brauchen Zeit, bis sie von den meisten, und noch mehr

Zeit, bis sie von allen angewandt werden. Da kannst du zu den 80 Jahren, seit denen fast alle die neuen Regeln befolgen, gut noch einmal 70 Jahre dazuzählen, wenn du wissen willst, seit wann sie von den meisten befolgt werden. Das macht zusammen etwa hundertfünfzig Jahre.«

Georg wurde immer ärgerlicher: »Du kannst hervorragend rechnen«, höhnte er, »schade, dass man das zum Fische fangen nicht braucht.«

Auch Marie wurde nun zornig: »Aber zum Fische *verkaufen* muss man rechnen können«, gab sie zurück, »vor allem, wenn Teuerung ist wie im Krieg.«

Georg verstand, was sie meinte, und wurde zornesrot. Sein Vater war der für die Münzprägung zuständige Ratsherr. Das Volk lastete ihm die stetig schneller werdende Teuerung an. Deshalb wusste Georg, dass es nicht im Sinne seines Vaters war, wenn er sich hierüber stritt, schon gar nicht mit einer Maid. Für Marie und Martin überraschend, sagte er deshalb: »Lassen wir das. Fangen wir lieber mit dem Spiel an. Neue Regeln, gut.«

Während des Spiels von Martin und Georg ließ Marie hin und wieder Unruhe erkennen. Durch leises Seufzen und Schnauben gab sie zu erkennen, dass sie andere Züge gemacht hätte als die beiden Spieler. Georg gewann und war dadurch milder gestimmt. Mit einem Anflug von herablassendem Humor sagte er zu Marie: »Hätte ich deinen Geschmack besser getroffen, so wärest du zwar mit meinen Zügen zufriedener gewesen, allein dann hätte ich verloren.«

»Hätte er nicht gerochet«*, entgegnete Marie, »anstatt mit dem Springer von der Dame auf das fünfte Feld des Läufers seines Königs zu hüpfen, so hättest du zwar erkannt, dass sich der Turm seines Königs im nächsten Zug auf das zweite Feld des Springers seines Königs setzte, womit sogleich matt verbunden wäre, allein du hättest dieser Gefahr nichts zu entgegnen gewusst.«

Georg und auch Martin mussten sich zuerst von ihrer Überraschung erholen. Dann sagte Georg: »Wenn du das Schachzabel-

* »Rochen« ist die damalige Bezeichnung für »rochieren«. Das ist im Schach ein spezieller Zug, bei dem König und Turm sich gleichzeitig bewegen.

spiel ebenso gut spielt wie du es redest, dann lass uns ein Spiel zusammen spielen.« So mutig wäre Georg nicht gewesen, wenn ihn das selbstbewusste Auftreten der Maid nicht erzürnt hätte.

Marie wollte gerade freudig zustimmen, als Vater Hämmerle in die Stube trat. Er hatte schon von seiner Frau von dem Besuch gehört und winkte deshalb ab, als Martin zu Erklärungen ansetzte: »Schon gut«, sagte er, »das Schachzabelspiel ist manche gute Stunde wert, morgen Abend werde ich zu diesem Zweck den Apotheker besuchen, aber jetzt musst du Latein lernen.« Und nach einer Pause fügte er hinzu: »Ihr könnt ja morgen weiterspielen, wenn Marie nicht Fische fangen muss.«

Martin und Marie ließen offen, wie er diese Bemerkung für Marie gemeint hatte. Marie sagte, um diese Zeit sei sie längst vom Fischen zurück, und Martin ergänzte: »Dann wird Georg der Prüfung im Schachzabelspiel wohl nicht entgehen.« Vater Hämmerle nickte beiden Gästen lächelnd zu.

Als Marie am nächsten Tag wieder zu Martin kam, erfuhr sie, dass Georg, ohne einen Grund zu nennen, abgesagt hatte. Sie war sich unschlüssig, ob sie, nachdem sie diese Nachricht erhalten hatte, wieder gehen sollte, und auch Mutter Hämmerle wirkte etwas verlegen. Mit Erleichterung hörte sie aus der Küche das Zischen überkochenden Wassers. Sofort machte sie sich auf zur Küche. Nun waren Marie und Martin kurz allein, und Martin ergriff die ebenso seltene wie kurze Gelegenheit zu den Worten: »Wir spielen um einen Kuss, morgen um vier im Garten.« Da kam schon Mutter Hämmerle wieder zur Tür hinein.

Während des Spiels, bei dem Martin ihr nicht viel Konzentration abforderte, überlegte sich Marie, wie er das mit dem Kuss gemeint hatte. Vielleicht dachte er, sie sollten sich auf jeden Fall küssen, ob nun sie oder Martin das Spiel gewönne. Aber dann würden sie ja nicht um einen Kuss spielen. Martin meinte wohl, sie müsse ihm einen Kuss geben, wenn sie verlöre. Bei diesem Gedanken musste sie lächeln: Sie würde sich schon sehr anstrengen müssen, sollte sie gegen Martin verlieren. Aber Martin war eben ein Mann, dem es gar nicht in den Sinn kam, er könne gegen eine Maid verlieren. Sie stellte ihre Dame vor seinen Turm des Königs und hoffte, dass

er die Dame nehmen würde. Aber Martin ging nicht darauf ein. Er rückte ziellos einen Peone vor. Wieder bot ihm Marie ihre Dame an, diesmal vor dem Turm der Dame. Endlich nahm Martin das Geschenk an und entfernte die Dame vom Brett. »Welch ein dummer Fehler«, rief Marie aus, »da brauchen wir gar nicht weiter zu spielen, du wirst natürlich gewinnen.« Was Martin, der eben ein echter Mann war, nicht zu Widerspruch veranlasste.

Nachdem vor einigen Monaten eine für Fahrgäste bestimmte Lädine im Sturm gesunken war, wurde der Fischer Zauner mit der Personenschiffahrt zwischen Constanz, Überlingen und Buchhorn* betraut.

Seine Fahrgäste durften es nicht eilig haben, was zumeist auch nicht der Fall war. Sie mussten sich anmelden und sich dann zu seiner Verfügung halten. Die Ablegezeit hing von vielerlei ab: von Stärke und Richtung des Windes, der Abkömmlichkeit des Schiffsführers vom Fischfang und der Anzahl der mitfahrenden Personen. Waren weniger als zehn Fahrgäste zusammen, bot Fischer Zauner ihnen die Möglichkeit, ein entsprechendes Aufgeld zu zahlen oder weiter zu warten. Nur die Kuriere des Kaisers brauchten nicht zu warten und auch kein Aufgeld zu bezahlen. Wegen eines kaiserlichen Kuriers, der trotz des aufziehenden Sturms auf der Überfahrt bestanden hatte, war damals die Lädine gesunken.

Heute war Fischer Zauner aber recht froh darüber, dass ein Kurier auftauchte, der nach Überlingen wollte. Er hätte sich sonst kaum der Teilnahme an einem Autodafé entziehen können, das für den Nachmittag angekündigt worden war. Die als Hexe Verurteilte gehörte der Bewegung der Amischen an, die von Katholiken und Protestanten gleichermaßen wütend verfolgt wurde. Die Amischen lehnten die Säuglingstaufe ab und anerkannten nur den freiwilligen Beitritt erwachsener Gläubiger zur Kirche. Die tödliche Feindschaft der Inquisition, die das Recht zur totalen, vollkommen unfreiwilligen Einwirkung auf Glaube und Leben, bis hin zu dessen grausamer Vernichtung beanspruchte, war ihnen damit sicher.

Der Inquisitor hatte der Verurteilten viele Möglichkeiten zum Widerruf geboten, von denen sie aber nur ganz zuletzt in der Form Gebrauch gemacht hatte, dass sie leichthin gesagt hatte:

* Die heutige Stadt Friedrichshafen hieß damals Buchhorn.